

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

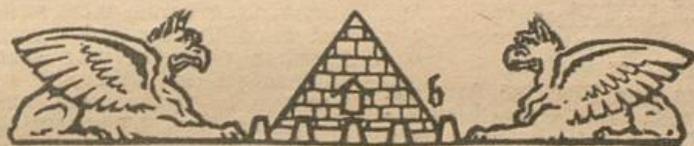
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1932

13.11.1932 (No. 46)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

21. Jahrg. No 46



13. Nov. 1932

Reinhold Siegrist / Burtes „Prometheus“ und die Bühne

Nach Jahren trostloser geistiger Dede im deutschen Schauspiel ist das Erscheinen von Burtes neuer „Dichtung für die Bühne“ ein beglückendes Ereignis. Dieses strenge, nach Stoff und äußerer Form beurteilte „zeitferne“ Werk ist geprüft auf seinen geistigen Gehalt gegenwärtiger, ja zukünftiger, zukunftssträchtiger, als alle jene „Zeitstücke“, die nur Happen sind, herausgerissen aus unserer unbewussten heftigen Alltag, zurückgeworfen in diesen Alltag und zu nichts anderem nütze, als dazu, die trübe Erregung sinnlos durch sich selbst noch zu nähren.

Aufgabe des Dichters war und ist und wird sein, die Stimme des Geistes in ihrer Reinheit zu hören, ihr unbestechlich zu dienen, in Wort und Gestalt den verheißenen Weg zu weisen, unbeeinträchtigt vom Hohn und Versagen der Menschen. Burte geht diesen schmalen und einsamen Weg in seinem Prometheus sicherer als je zuvor. Er wuchs über sich selbst, indem er nur tiefer, klarer und weiter sich seinem persönlichen Geses verhaftete.

Führer und Geführte, Täter und Väter, Mann und Weib, Dirne und Keine, Mensch und Gott: das sind die Pole, durch deren Mit- und Gegeneinandersein, in wahrhaft klassischem Geist, das Ganze sich rundet. Wer Burtes früheres Schaffen kennt, der weiß, daß nicht zum erstenmal gerade diese Gegensätze hier bei ihm sichtbar werden. Von jeher bestimmten sie seine Welt.

Der Stoff zum „Prometheus“, die klassische Sage, ist frei erfaßt, in neuem, großem Zusammenhang gesehen und gedeutet.

Die Hauptlinie des Werks ist der Kampf des Titanen mit Zeus um das Recht der Menschen. Aus Liebe zu ihnen, die noch in kalten und nassen Höhlen ein qualvolles Dasein fristen, raubt er dem Gott das Feuer und begründet mit seiner Hilfe die Entwicklung jeder menschlichen Kultur. Sein kühner, trotziger Plan ist es, den Himmel zur Erde herabzureißen, die Menschen zu den Göttern hinauf zu bilden. Er greift nach Pallas, die sich dem Feinde des Vaters liebend und bereit zu versöhnen naht, von der Kühnheit seines Geistes angezogen. Im Rinde der lichten Tochter des Zeus sei der Gott den Menschen vereint. . . . Pallas warnt vergebens: gerade ihre Zuneigung muß die Rache des Kroniden an Prometheus unvermeidlich machen. Des Titanen Wille ist unbezwinglich. Im Ruf der Himmlischen vernichtet, wird ihm doch ihre Liebe zur Gewißheit einer lichter Zukunft der Menschen. Auf Befehl des Zeus wird er aus einsame Riff geschmiedet, jahrtausendlang quält ihn an jedem Morgen der Väter. . . . Aber es kommt der Tag der Befreiung. . . .

Neben dem trostigen Täter, dem Ringer mit Gott, steht der gläubige Väter, der Dulder Gottes: Epimetheus, des Prometheus Bruder. Er denkt nicht vor, greift nicht stürmend voraus, dieser „Bruder Nachbedacht“. Er fürchtet den Trost, fügt sich anbetend den Schickungen Gottes. Ist sein Weg darum gesegnet? Sein demütig Opfer zu Gottes Lob wird vom Gott verworfen; das herausfordernde frevelnde, den Gott auf die Probe stellende Opfer des Prometheus angenommen. Dann findet des grübelnd sich selbst beschuldigenden Epimetheus Gebet um ein Zeichen Erleuchtung: Pandora erscheint. Obgleich gewarnt von Prometheus, der mit dem Blick für das Schicksal ihre Feilheit erkennt, nimmt er sie gläubig und hochbeglückt als Gabe Gottes zur Frau. Auch dann, als er bald selbst die Seele in ihr vermischt, begehrt er nicht auf, rechtfertigt Gott und erträgt, er auch, titanisches Leid. . . . Auch ihm schlägt die Stunde der Befreiung nicht eher, als dem Prometheus. . . .

Am Tun und Dulden der Titanen ranken, wie Epheu an Felsen, die Schicksale der Menschen empor. Aus der qualendsten

Dürftigkeit befreit sie des Prometheus Gabe, das Feuer. Pandora aber beschenkt sie mit gefährlichen Dingen: Dem Golde folgt Mord auf dem Fuß; dem geschliffenen Glas Verwirrung der Sinne; dem Wein Trunkenheit, Taumel, verirrt die Gier; dem Götterbrote Gewalttat. . . . Die Geberin selbst aber vergiftet das Blut des Jünglings zu Eiter und Ausfall. . . .

Der prachtvolle Zusammenprall der drei Schichten des Dramas, der Götter, Titanen und Menschen, geschieht im vierten Akte, herbeigezwungen vom trotzigem Begehren des Prometheus. Kaum neigte sich Pallas zum „schauerlichen Ruf“, womit sie wissend „den Feind im Freund ermordet“, so bestürmen, geführt von Epimetheus und Pandora, die Menschen den Titanen mit Klage: Zeus hat ihre Hütten durch Blitz vernichtet; der Zorn des Gottes ist entbraunt am Raub des Feuers. Nicht länger, glaubt Epimetheus, darf der Trost des Bruders geduldet werden. . . . Pallas tritt vor, als Richterin — wenigstens diese Stelle soll hier wörtlich wiedergegeben sein:

Pallas

ist hervorgetreten, mächtig milde

Gib Frieden, Epimetheus, höre mich!
Hier ist Gericht, du nahest mit einer Klage,
Ich bin das Recht und halte so die Waage,
Ich spreite ihre Hände aus, waagrecht

So grad und eben wie den Wasserstrich,
Und wie den Strahl des Lichtes ungebeugt:
Ich stehe so als Richterin und frage:
Ist Einer hier, der für Prometheus zeugt?

Schweigen

Wem von den Menschen ist das heilige Feuer,
Das aus der Sonne brachte der Titan,
Mehr als das alte feuchte Dunkel teuer,
Der trete vor und biete Zeugnis an!

Prometheus

Mich hat die Mutter allen Rechts geboren,
Themis ist mächtig, ich, ihr Sohn, verloren!

Epimetheus

Ihr habt geglaubt, gehofft und seht am Ende:
Ein Frevel ist und Fluch die Feuerpende.

Pallas

Hört an, Ihr Menschen, Alle hier im Kreis:
Nicht viele braucht es, eine Stimme sei's
Wer hebt für den Titanen seine Hand?

da niemand sich regt, schmerzlich

Nur eine Hand! Er wagte alle beide,
Als er das Feuer fand, es braucht nur eine,
Er litt, Ihr Menschen, litt an Euerm Leibel
Wenn keine Hand sich hebt — dann —

sie macht Schritte, tritt als Richterin ab,
steht als Zeugin und hebt die Hand

eben meine!

Seit wann, frage ich, seit wann zum ersten Male wieder ist in der deutschen Dichtung für die Bühne eine solche herrliche dichterische und zugleich szenische Höhe erreicht worden?

Dieselbe, zur reinen Gestalt gewordene Innerlichkeit leuchtet auf aus dem Schluß des Werkes. Der höchsten Form des kultischen Schicksal-Spieles nähert sich dieser fünfte Akt. Hoch oben, an der Klippe geschmiedet Prometheus, unten am Strand des Meeres das chorische Spiel der Okeaniden. Epimetheus naht sich im Schiff (Zeichen der menschlichen Entwicklung mit Hilfe des Feuers), an Bord Pandora, der franke Jüngling . . . seine Anklage, der des Prometheus nachklingend, stemmt sich der Duldsamkeit des frommen Titanen entgegen . . . So fahren sie und fahren, die Quelle des Heils, der Befundung zu finden . . .

Es naht der Erlöser. In ihm sind die Seelen der beiden Titanen vereint, er ist Weiser und Täter.

Metis

In einem Sohne Gottes leben sie!
Von jenem Starke rauscht es voll im Viedel!
Er ist in Mühen, Plagen, Schmerzen groß!
Er hilft wie du den Menschen, Japetide,
Und wie dein Bruder trägt er stumm sein Los!
Von seinesgleichen erst im Tod erkannt,
Hat er den Weg als Kämpfer abgewandelt,
Den Mann vergottet und den Gott vermannt,
Er bettelt nicht und lästert nicht: er handelt!

Der qualende Geier fällt, getroffen vom Pfeil des Herakles. Das Schiff des Epimetheus kehrt zurück; drauf Epimetheus gefesselt von den Menschen, die nun Prometheus verehren. Sein erster Befehl, selbst noch in Fesseln, gilt der Befreiung des Bruders. Dann löst, schweigend und weinend, Herakles den Titanen vom Riff.

Prometheus

Tränen der Erlöser?

Jone

Als er dein Leid erfaßte, ward er größer!
So bricht ein neuer Tag der Ewigkeit an, Weltenwende, vergleichbar nur jener, die mit dem Raub des Feuers begann.

Nun fühlst du hier in einem Wimpernschlage
Neonen auferstehn und untergehn!
Du magst im Worte längst verstummter Klage
Dem Leiden dieser Stunde Heil erkeln,
Im klaffen Bilde längst verblinder Sage
Das eigene Antlitz gegenwärtig sehn:
Die Ewigkeit im Augenblick empfinden,
In Augenblicken Ewigkeiten binden!

Bleibt noch zu sagen, daß alle Pole des Werkes, insbesondere aber der Gegensatz im Titanen-Bruderpaar beiderseits in Licht und Schatten wechselnd und schlagend kontrastierend im einzelnen gestaltet sind. Hiergegen will es nichts bedeuten, wenn aus echt dichterischer Freude an Wort und Bild sie und da das Maß des unbedingt Notwendigen überschritten sein sollte.

Eine Dichtung für die Bühne nennt Burte selbst sein Werk. Die „Theaterfachleute“ scheinen anders zu urteilen. Meines Wissens ist das Drama bis jetzt noch nicht aufgeführt worden, obwohl die Spielzeit längst in vollem Gang ist.^{*)} Wer hat nun recht? Die „Fachleute“ oder der Dichter? Jedes Urteil beruht auf Voraussetzungen, selbst wenn sie nicht immer bewußt sind. Das Urteil der Dramaturgen, Spielleiter und Intendanten ist

^{*)} Das Werk ist unterdessen zur Uraufführung im Münchener Staatstheater angenommen worden. Die Schriftlge.

geknüpft nicht nur an den stets subjektiven Geschmack, sondern außerdem noch an die Kenntnis dessen, was man einmal die „moderne Bühne“ nennen mag. Gält man irgendeine bestimmte Form des Dramas von gestern oder vorgestern auch heute noch für alleinberechtigt, so ist man mit der Ablehnung des „Prometheus“ im Recht. Zweifellos. Demgegenüber ist zu bedenken: die Kurve der künstlerischen und damit der „kulturellen“ Bedeutung der Werke, die heute den Zutritt zur modernen Schauspielbühne erlangen, hat längst den Nullpunkt unterschritten, so daß der unvoreingenommen Urteilende auch bei langmütigster Geduld die Anforderungen dieser Bühne als unantastbar nicht mehr anerkennt. Ja, daß er sich zu der Erkenntnis gezwungen sieht, diese Bühne sei von der Erfüllung ihrer wesentlichen Aufgabe abgefallen und siehe an der hieraus folgenden innerlichen Unwahrheit elend dahin — unheilbar, bis sie wieder den Mut zu sich selbst hat, den Mut zu ihrer eigentlichen Aufgabe, den Mut zum Dienst an der Dichtung, den Mut zum Dienst am Geist. Der Geschmack des Publikums? Ich erwidere auf diesen beliebtesten Einwand mit der Gegenfrage: wer hat ihn öfter verfehlt, als die Dramaturgen, Spielleiter und Intendanten?

So viel ist gewiß: Burtes Dichtung enthält nicht viel äußeren Nervenreiz, entspricht keiner Dramaturgie von gestern und vorgestern, schon darum nicht, weil der Gegenspieler, Gott Zeus, sich nur durch Donner und Abgesandte verkündet. An Stelle der sichtbaren Gegenhandlung aber tritt überbietend der Reichtum wirkungsvollster Kontraste und feinstochter Sprache: Wer, irgendwo im Verborgenen, noch die hohe Freude an der Geistgestalt im Wort sich bewahrt hat, dem wär' es ein langentbehrter, sehnsüchtig herbeigewünschter Genuß, die runden und bunten Wälle aus freier Bewegung der Spieler leuchtend und klingend und tragend geworfen zu sehen. . . Vermieden sei jede Haß, ein weiter, geistiger Raum sei um jede Gestalt; in gleicher Kraft sollen die beiden vorüberschreiten, Prometheus und Epimetheus; denn das große Dulden ist ebenso schwer, wie das große Tun. . .

Fern weiten die Menschen dem Alltag drei Stunden lang, aber nicht ihn zu stehen, sondern um sich für ihn zu befinden. Und endlich, endlich verlassen sie einmal wieder das Spiel eines lebenden Dichters erbaut, nicht zermürbt oder geekelt.

Was verlangt die Aufführung vom Theater? Das Werk ist szenisch denkbar anspruchslos: fünf Aufzüge vor fünf verschiednen, einfachen und eindrucksvollen Naturbildern, wovon das dritte nur eine Abwandlung des ersten ist. Ungewohnt hohe Anforderungen dagegen stellt diese Dichtung an die Sprach- und Gestaltungskunst der Spieler. Hierin ganz allein liegt die Schwierigkeit ihrer Aufführung. Mit Gewalttätigkeit, ähneren Ausflüchten welcher Art immer, ist nichts zu gewinnen. Nicht mehr Hilfsmittel der Verständigung ist hier das Wort, sondern Geist-Träger, innerster Kern der Gestaltung. Darum muß es frei und rein in seiner natürlichen Höhe und in Einheit mit der Geste der sprechenden Gestalt erklingen.

Ueber allen Parteien, Schulen und Richtungen wirkt der Geist der Wahrheit des Ganzen. Diesem Geist zu dienen, ist Aufgabe des Dichters. Burte erfüllt sie in diesem neuen Werk. Dem Dichter zu dienen, und so die reife und edle Frucht des Geistes in die Seele des Volkes zu senken, ist Aufgabe der Bühnen. Freuen wir uns des deutschen Dichters aus Alemannien, und hoffen wir, daß nun auch die Bühnen dem Geist seines Werkes sich gewachsen zeigen. Die Erkenntnis seiner, alle gleichzeitige Bühnendichtung weit überragenden Bedeutung, und sie ganz allein, veranlaßt und berechtigt mich, hier besonders der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß auch das staatlich unterstützte Badische Landestheater den „Prometheus“ alsbald erfolgreich in seinen Spielplan aufnimmt.

Wilhelm Reichmann / Die Ruchlings von Kehl

Ein wirres, wirbelndes, sehr lärmendes, aber sehr anziehendes Gemisch von Blumensträußen, festlich gekleideten Mädchen und Frauen, Bierseideln, Hüte schwenkenden Männern, Reden vom Tisch herunter, Umzüge durch die Straßen, und draußen vor der Stadt, und das alles im wunderschönen Monat Mai — so beschreibt Wilhelm Liebknecht seine Eindrücke in Freiburg am 12. Mai 1849. Und so sah es überall aus im oberen und mittleren Baden; allenthalben rüstete man sich für den 13ten, den Sonntag vor Himmelfahrt, zur großen Volksversammlung, die der Landesausschuß der demokratischen Volksvereine nach Offenburg ausgeschrieben hatte. Jedermann erwartete von ihr, wo nicht den Anbruch des tauendjährigen Reiches, so doch das Ende aller Beschwerden, die Antwort auf alle Fragen, die Erfüllung aller Wünsche. Wie zu einem Volksfest fuhren die Bauern aus dem badischen Hanauerlande, sechsspännig, im Sonntagsgewand, jubelnd und singend, Wagen und Kofse gez'ert mit roten Sträußen und Bändern. Kein Wunder, daß der Mann, der sie in diese Begeisterung hineinagitiert hatte, abends heimkam als neugeborener oberster Beamter seines Bezirks, als Zivilkommissar.

Ludwig Emilian Ruchling, gebürtig von Waldshut, war in Kehl aufgewachsen, wo sein Vater als Arzt lebte.¹⁾ 1831 über-

¹⁾ Der alte Ruchling war seit 1820 Pfarrer des Amtes Kork, konnte aber in Kork keine passende Wohnung finden, und führte, um das Recht, in Kehl wohnen zu dürfen, einen erbitterten Kampf mit den Behörden. Aus dieser Erbitterung wuchs wohl der Sohn in die Oppositionsstimmung hinein.

nahm der Sohn die väterliche Praxis, der Vater zog nach Bad. Dre junge Ruchling muß ein tüchtiger Arzt gewesen sein, er kam auch nach Straßburg, wo an Ärzten kein Mangel war; mit dem bekannten Dr. Küß und anderen elsässischen Demokraten führte ihn die gemeinsame politische Richtung zusammen. Seine Rechnungen werden gelegentlich als sehr hoch bezeichnet; das kann sich nur ein Arzt leisten, der fest im Sattel sitzt. Durch seine Stiefmutter besaß er auch verwandtschaftliche Beziehungen in der Gegend, sein Verus brachte ihn mit dem Volke in tägliche Berührung; so war er für seine Partei ein wertvoller Mann und, als die Stunde kam, in seinem Kreise der geborene Führer.

Von seiner Tätigkeit zur Erneuerung Deutschlands zeugen zahlreiche Schriftstücke in den Registaturen der Hanauer Gemeinden: Fahndungen auf Soldaten, die nach der Militärmenterei sich selbst unbeschränkten Heimatsurlaub erteilt hatten; Requisitionen; Sammlung, Bewaffnung, Besoldung der Volkswehren;²⁾ denn die Volksbeauftragten merkten bald, daß es nicht genigte, die Republik auszurufen, ihre „gemüthliche Anarchie“ mußte mit den Waffen in der Hand verteidigt werden. Man zog die deutschen Arbeiter aus Besançon, Lyon, Grenoble, Marseille heran, im „Rebstock“ zu Straßburg war ihr Büro; man suchte

²⁾ Dabei findet sich eine glückliche Enderklärung des unglücklichen Wortes „Rebstock“, wozu der gemeine Mann längst „Rebstock“ sagte: Ober- und Unterfeldmann. Der Titel ist mit anderen Errungenschaften jener Zeit wieder verschwunden.

Elässer und Franzosen als Mitkämpfer zu werben;*) die in Frankreich lebenden Polen kamen, unter ihnen Mikroslawski, in dem das Revolutionsheer einen fähigen Führer gewann. Engagiert hatte ihn eine Gesandtschaft unter Karl Blind, die eine doppelte Beglaubigung bei sich führte: eine öffentliche für die amtliche französische Regierung unter dem Präsidenten Louis Napoleon, und eine heimliche für den republikanischen Abgeordneten Ledru-Rollin, in dem die badischen Demokraten den „kommandierenden Mann“ sahen.⁴⁾

Statt dessen kam das Reichsheer unter Peurker, kamen die Preußen. Siedend heiß fiel es der Provisorischen Regierung in Karlsruhe aufs Gewissen, daß die in den Zeughäusern liegenden Gewehre zur Bewaffung der Volkswahren nicht ausreichten. Sie beauftragte einen Vertrauensmann, den Färber Hoppel von Mannheim, in Frankreich Gewehre zu kaufen. Als Dolmetscher wurde ihm der Commis Hundt aus Kienchen beigegeben, der in Paris Bekanntschaft gemacht hatte. An barem Geld bekamen sie 155 000 Gulden mit. Eine Schwierigkeit lag noch in der Einreise über die Kehler Brücke: dort regierte ein Gendarmenlieutenant, ein grimmiger Reaktionsär, den man nicht hatte entfernen können, weil er sich einfach nicht entfernen ließ und die neue Regierung nicht anerkannte. Dr. Kuchling mußte Geld und Reisende geleiten, damit sie sicher über die Brücke kamen. Hundt zahlte das Geld bei der Zweigstelle der „Banque de France“ in Straßburg ein.⁵⁾ Als die ersten Kisten mit Gewehren an der Schusterinsel eintrafen, war die Ordnung schon wieder hergestellt.

Der Kehler Arzt muß ein guter Diagnostiker gewesen sein. Am 13. Juni, als die Feindseligkeiten im Odenwald eben begonnen hatten, übertrug er durch eine Schenkung unter Lebenden sein Vermögen auf seine beiden Kinder; am 27. Juni, als sich das Neg um Raftatt zuzog, „verkauft“ er seinem Vater sein Haus in Sundheim. Vom 28. datiert sein letzter Befehl an die Dorf-Kehler: er bestellte auf 1 Uhr präzis einen Zweispänner zu einer Fahrt nach Freistett. Vermutlich ist er dort über den Rhein.

Trüben kam er freilich aus dem Regen in die Traufe.

Am 25. Juni waren die Preußen in Karlsruhe eingerückt. Als am 13. Mai der Großherzog floh, hatte sich der französische Gesandte nach Straßburg begeben. Sein Büro war in der Stadt geblieben und hielt es für richtig, dem Chef von der eingetretenen Besetzung Nachricht zu geben. Als Boten wählte man den Uebersetzer, einen Elässer Juden namens Weil, von dem angenommen wurde, daß er schon durchkommen würde. Weil fuhr mit der Post nach Kehl, fand die Brücke unterbrochen und kehrte in der „Blume“ ein. Da er unbefangen erzählte, was er wusste, ließ ihn Kuchling, umutig über das Durchsichern der Wehrheit, verhaften — als ob man einer Hobspost die Flügel beschneiden könnte indem man einen Voten festnimmt! Am nächsten Tage ließ er Weil zu der flüchtigen Provisorischen Regierung nach Offenburg schaffen; hier, wo man andere Sorgen hatte, verfügte jemand seine Ueberführung nach Raftatt. Bis Weil dort ankam, hatte ihn das Gerücht zum „Verräter“ und „Spion“ gestempelt. Betrunkene badische Soldaten rissen den Unglücklichen aus der Kafematte und erschossen ihn.

Natürlich erhob die Familie des Ermordeten laute Klage. Auch die Öffentlichkeit im Elsaß nahm an dem Vorfall weit lebhafter teil, als an der ganzen badischen Revolution. Als der unglückselige erste Ursäher nach Straßburg kam, wurde er verhaftet. Er saß in dem wohlbekanntesten Gefängnis in der Faden-gasse. Dort stellte er am 14. Juli eine Vollmacht für seine Frau aus.

Man mag über die Männer der Revolution von 1848—49 denken wie man will, sicher ist, daß ihnen eine Anzahl sehr ansprechender Frauengestalten zur Seite stehen, Frauen, denen nicht das Herz in die Hosentaschen fiel, als alles versank, und nicht nur, weil die Frauen damals dies Kleidungsstück nicht trugen; Frauen wie die Strues, Herweghs, Kinkels, welche die Suppe essen mußten, die ihre Männer sich eingebracht hatten, und dabei mehr Mut, Geschicklichkeit und Klugheit entwickelten als ihre Eheherren. Zu ihnen gehört auch Marie Kuchling.

Sie war die Tochter eines württembergischen Hauptmanns und späteren Oberzollverwalters von Seeger; nach dessen Tode heiratete die Mutter den Hofgerichtsrat Tresurt in Mannheim. Dieser war einer der drei konservativen Minister, die 1848 als Opfer der neuen Zeit entlassen wurden, und weigerte sich auch 1849, wie das ganze Hofgericht und Oberhofgericht, der neuen Regierung den Eid zu leisten. Da man aber damals Politik und Privatverhältnisse noch auseinanderhielt, stand der alte Reaktionsär seiner Stieftochter, der roten Republikanerin, treulich bei, als sie sich mit den Kehlern, die an ihres Mannes Zusammenbruch profitieren wollten, mit dem Gericht in Bruchsal und mit der Re-

gierung in Karlsruhe um die Trümmer ihres Vermögens herumstrug. Statt vieler Worte seien Auszüge aus einem damaligen Brief an ihren Stiefbruder⁶⁾ hierhergesetzt:

Lieber Bruder!

Kehl, 4. Nov. 1849.

Schon geraume Zeit sitze ich in Kehl, d. h. 8 Tage. Ich bin die ganze Zeit meiner Abwesenheit von Bruchsal, 5 Wochen hindurch, über alle Massen beschäftigt. Ich habe Handel ausgeführt, Reisen zu Fuß, zu Wasser, per Postwagen und Eisenbahn gemacht, Geld verschleudert durch diese Dinge und wieder auf un-rechtmäßige Weise mir Zuflucht zu verschaffen gemußt, habe auch für 13 000 fl. Rechnungen für Deserviten über die Grenze geschmuggelt. . . . Wenn ich verliere, habe ich nichts zum Bezahlen, d. h. wenn ich der Kinder Prozeß auch verliere. Denke Dir die Eitel in Karlsruhe! Weisen die mir 2 fl. 30 fr. an als Unterhalt, und wollen mir befehlen, ein Drittel davon aus meinem Vermögen zu tragen und 2 Drittel von dem Massecurator mir auszahlen lassen. Ich dies zu erfahren und eine Epistel componieren, war eins. (Folgt der Inhalt.) Jetzt gestehe, ob ich nicht groß genug bin! Darauf warte ich noch, und auf einen andern Massecurator, welchem ich den Rest herunter machte wegen seinem unverschämten Benehmen, so daß ich zweifle, ob er's je wieder so gesagt kriegt! Kein Aristokrat wird's ums Leben nicht. Alle machen meilenweit's Kreuz vor mir, und hat auch keiner mehr Lust des Doktors Hinterlassenschaft zu eunizieren! . . . Das hat jetzt die Leute belehrt, daß sie nicht alles mit mir anfangen können und seitdem habe ich Ruhe. Die ganze Geschichte macht mir unendlich viel zu thun, weil ich auch noch mit Frankreich Handel habe. Ich mußte mich nehmlich wegen der französischen Geschichte zu informieren suchen und war zu dem Ende in — Straßburg, ließ mich jedoch von zwei Freunden meines Mannes hinüber schmuggeln! und rebete ganz con amore mit Herrn Schützeberger, dem Maire. Daß es eine Mondscheinpromenade war, versteht sich von selbst. — Kein Mensch würde meine Abwesenheit von hier gewahr, und drüber socht mich Niemand an. Bei Nacht sind alle K ü h schwarz! . . . Hier sind die Leute eselmäßig verängstigt. Keines traut dem andern, und ein preussischer Waffencorps könnte nächstens des Kehl's Gut verschleudern, so devot ist man gegen dieselben. . . . Adieu, mein liebes Brüderlein, vergesse bei Deiner Hochzeit ja nicht einen Toast „Gott leben die Nothen“ und denke dabei an mich. Ich spüre alle Elemente zu einem Fischweibe, nur etwas kultiviert und verfeinert in mir, und wenn ich nun eine Proletarierin bin, dann Gnade Gott! Ich werde mir dann mein Brod mit Carraturen zeichnen verdienen, wozu ich im Grunde noch am meisten Anlage habe. Du, wirf den Brief weg, er brennt. . . . Marie.

Apropos, die Straßburger Nothen sind sämtlich frei, und keine kleine Ueberwindung kostete mich hier zu sein, ohne sie sehen zu können. Besonders glänzt Herr Küß als Stern erster Größe in meiner Erinnerung. — Herrn Spach, dem Oberinspektor über alle Gefängnisse, bin ich in Straßburg begegnet, habe ihn aber unterlassen zu grüßen.

Sie kannten sich, aber sie liebten sich nicht. Während in Baden die Trümmer der Revolutionsherrlichkeit von Stellung zu Stellung gedrängt und zuletzt zum Uebertritt in die Schweiz genötigt wurden, saß Kuchling in Straßburg im Trockenen. Allmählich wurde er dem Präfecten langweilig. Die Regierung, gegen die man ihn als Geißel gebrauchen wollte, hatte aufgehört zu bestehen. Da machte Frau Kuchling den oben erwähnten Versuch in Straßburg. . . . und am Vormittag des 17. September ließ sich daraufhin der Gefangene den Schnurrbart abnehmen — der Defervollbart war schon vorher gefallen. Am Nachmittag bekam er Besuch von mehreren Damen. Am Abend, als der Schließer Bohrmann von Mannheim, Kuchling aber war auf dem Weg den Rhein hinab nach Holland und Amerika. In Rochester im Staate Newyork fand er eine neue Heimat. Ueber Jahr und Tag, nachdem Frau Kuchling sich mit dem Staat wegen des „verarrestirten“ Vermögens verglichen hatte, folgte die Familie nach.

Sie haben in der Ferne die Heimat nicht vergessen, der Sohn kam 1870 zum Studium auf die Hochschule nach Karlsruhe. Das belebte den Briefwechsel mit den Verwandten. Aus einem Schreiben vom 16. August 1871 sei der Schluß mitgeteilt, er zeigt, daß die alte rote Demokratin für neue Eindrücke nicht unempfänglich war:

. . . Du solltest einmal die Beamten in hiesigem Land sehen, das ist ein Treiben zur Wahlzeit! Alles in allem ziehe ich für meine Person und meinen Geschmack Monarchie vor, und bin eine warme Verehrerin des alten Kaisers Wilhelm (weiland Karlsföhnenprinzen), mit Freude sehe ich all die kleinen Ländchen als Provinzen eines großen Reichs; Einzelne werden wohl viel darunter zu leiden haben bei der allgemeinen Verschmelzung zum großen Ganzen, aber Eure Kinder und Nachkommen werden viel gewinnen. Schon hier im Auslande ist der Wechsel zum bessern fühlbar am Benehmen der Amerikaner gegen uns Deutsche. Aber ich muß schließen, Politik ist nicht mein Fach. . . .

⁴⁾ Wilhelm Tresurt, Hofgerichtsadvokat, später Ministerialrat und Professor an der Technischen Hochschule, in dessen Familie der Brief aufbewahrt wird.

⁵⁾ Man sieht hier die ersten grünen Spitzen des jetzt noch gepflegten Preußenhasses aus dem Boden kriechen.

Heinrich Bierordt / Ein Stück von Umland

Zum 70. Todestag Umlands, am 13. November 1932.

Als Meister Umland eines Sommernachmittags
Vor Lüdingen die Straße pfeifend schritt entlang,
Aufhorchend blieb er plötzlich steh'n, denn ferneher
Aus jugendlichen Kehlen scholl ein Marschgesang.

Sein eigen Lied „vom guten Kameraden“ war's —
Nichts freute mehr in seines Dichterherzens Grund
Den schlichten, stillen Wand'rer, als wenn er vernahm
Sein Lied aus des geliebten, deutschen Volkes Mund.

Fest Klang's schon näher, deutlicher; er stellte sich,
Abwärts ein wenig biegend, unter einen Baum,
Und, unerkannt als Lauscher hier, die Sängerschär
Vorüber zieh'n zu lassen, am Landstraßenbaum.

Aus den Befreiungskriegen eben heimgekehrt,
War es von Kriegsurlaubern eine muntre Schar —
An Frankreichs Weiwachtfeuern sangen sie gar oft
Dies Lied in Nächten unterm Sternenhimmel klar.

Und wie nun jetzt auf Umlands gleiche Höhe kam
Der lust'ge, ausgelass'ne Wanderburschenschwarm,
Springt aus dem Reihen der Verwegenste heraus
Und packt den Dichter schüttelnd, jauchzend, an dem Arm.

Statt daß er aber fänge, wie's im Liede heißt,
Und wie es jeder singt: „Als wär's ein Stück von mir!“
Textumgestaltend, eig'ner Machtvollkommenheit,
Jaucht er, wie toll, ihm zu: „Als wär's ein Stück von dir!“

Ganz ahnungslos, wem er dies zugefungen lust,
Zieht er, entschwebend mit dem Reihen, schnell davon —
Im Abendhauch, dem immer fähler werdenden,
Verklingt, verschwingt der matt're, fernverlor'ne Ton.

Der Meister Umland wendet sich gemach zum Geh'n,
Lang hat er ihnen traumverunken nachgeblickt —
Indes, die Burg von Lüdingen goldsäumend noch,
Die Sonne sich zum Untergehen langsam schiebt . . .

Hermann Schrön / Der Kälbleischiefer

Vom Wirt der „Fuchsfalle“ auf dem Kesselberg bei Ruchbach-Sommerau darauf aufmerksam gemacht, daß unmittelbar in der Nähe noch die aus dem Jahre 1721 stammenden Galgenreste, zwei hohe Steinsäulen stehen, machen wir diesem früher gern gemiedenen Platz einen Besuch, weil ja auch von dort aus ein herrliches Panorama den kurzen Absteher reichlich entschädigt. Galgen haben ja in früheren Jahrhunderten überall Heimatsrecht gehabt, und manches Leben ist hier auf schnelle Weise gegen den eigenen Willen ins bessere Jenseits hinüberbefördert worden. Aber mit dem Galgen bei der Fuchsfalle soll es eine besondere Bewandnis haben, warum immer wieder davon erzählt wird. Gerade die Jetztzeit, wo manche deutsche Brüder mit zerrissenen Schuhen daherkommen, geben Anlaß, auf die überlieferte Geschichte in längerem Gespräch einzugehen. Vielleicht würde das Stücklein, was dazumal passiert ist, auch heute wieder vorkommen, wenn der Galgen noch in Betrieb wäre.

Der Chronist Dold läßt sich darüber wie folgt vernehmen: „Es war an einem stürmischen, eiskalten, aber heiteren Winterabend. Ein hoher, hartgefrorener Schnee bedeckte Wald und Flur. Da kam ein Wanderbursch vom Kirnachertal (wohl aus Richtung Villingen her) herauf, um über den Wald herüber nach dem Schönwälder Gebiet zu wandern. Er wußte wohl, daß auf diesen Höhen noch Bauern wohnen, die nicht gleich den Hofsleute haben, wenn ein armer Wanderer um ein Stückchen Brot oder etwas Milch anhielt. War der Bauer noch gut aufgelegt, so gab's zu dem Brot noch einen Roden Speck und statt der Milch ein „Brenntz“ (echter Schwarzwälder Kirsch), so hatte der Bettler auch nichts dagegen. War es doch den Berg herauf ein langer und beschwerlicher Weg gewesen. Auch die Stiefel fingen an Luft zu bekommen und so wäre es wohl an der Zeit, mal etwas auszurufen. Wenn's auch schon dunkel ist, zum nächsten Hof, wo's wohl etwas zwischen die Zähne geben wird, ist's ja nicht mehr weit, und so setzte sich unter Bruder Lustig auf einen Baumstumpf, um seine Stiefel notdürftig zu flicken. Bald aber hörte er in der Nähe ein Knarren und Schlegeln (Schlagen). Was konnte das wohl sein? Er trat mit seinen zerrissenen Stiefeln dem Geräusch näher und sah bald zu seinem Erstaunen einen Menschen am hohen Gerüst baumeln, den sie zum Auslüften da hinaufgehängt und für unnötig gefunden, ihn wieder herunter zu nehmen. Derweilen ein starker Nordwind ging, jähwente der Galgenvogel hin und her, oben knarrte im Haken das gefrorene Seil und unten schlegelten die Füße an die harten Steinpfosten. Neugierig trat er näher, wobei ihm alsbald die schönen Stiefel des Gehängten in die Augen fielen. Nachdem er dieselben einige Zeit betrachtet, denkt er: „Den da oben friert es nicht mehr an die Füße, aber mich!“ Nach wollte er dem Gehängten die Stiefel ausziehen, aber sie waren an den Füßen angefroren. Jetzt war guter Rat teuer. Nach kurzem Besinnen nahm er seinen Krottenstecher aus dem Hosensack und rief in die Höhe: „Drück die Augen zu Bruder, s' ist schnell vorbei und tut dir nit weh.“ Säbelte alsdann den linken Fuß ab, und weil man auf einem nicht durch die Welt kommt, auch noch den Rechten. Bewahrt Füße und Stiefel zu unterst in seinem Rucksack, lüpfte dankbarlich seinen Hut und wanderte dem nächsten Bauernhof (Galgenhof) zu.

Im Galgenhof saßen sie eben bei einem Haufen Erbspöseln um den großen Tisch herum, und die Magd kam, um einen Hasen voll Milch in die irdene Schüssel zu legen. Raun hatten sie mit dem Essen begonnen, da posterte ein harter Schlag an die Haus-

tür und der Hofs Hund fing an laut zu bellen. „Jesse's Maria, was ist da los?“, ruft die Büre. Der Bur aber schwanzte sie an: „Sei still, dumm's Ding“ und geht langsam ans Fenster. „Wer da?“ ruft der Bur zum Fenster hinaus. „G'lobt sei Jesus Christ“ tönt's von draußen herein. Bruder Lustig hatte gute Augen; trotzdem es schon ziemlich dunkel war, hat er den Bekrenzigten oben an der Haustüre erblickt, deswegen er den richtigen Gruß bei der Hand hatte. „Ob in so kalter Frostnacht für einen armen-seligen Wanderer mit eine Nachtherberg und etwa ein kleines Mittel für das Zwicken im Bauch zu bekommen wär . . .?“ „Vom Galgenhof ist noch kein ehrlücher Mensch hungrig furt,“ erwiderte der Bur und öffnete die Haustür, gewährte ihm Unterkunft und lud ihn zum Essen ein. Bruder Lustig vergaß nicht, fromm die Hände zu falten, bevor er in die Schüssel langte. Das freundliche Entgegenkommen berührte ihn so angenehm, daß er sich bis gegen Mitternacht mit den Bauernleuten unterhielt. Als nun der Hausvater und die übrigen Familienangehörigen zu Bette gegangen, legte sich auch unser Bruder Lustig auf das ihm angewiesene Lager, auf die Ofenbank vor der warmen Kamin (Kachelofen). Als Totenstille über dem Galgenhof lag, holte er die Stiefel aus seinem Rucksack, stellt sie unter die Ofenbank und denkt: „Da werden sie bis morgen schon austauen!“ Dann schlief er den Schlaf des Gerechten. Er schlief fest und gut. Sein Schnarchen tönte wie Bahgeigengebrumm. Er hörte auch nicht, als die Magd nachts an des Bauern Eheammer klopfte, weil die Prachttag, der Notisch, in Geburtsnöten stand. Der Schlaflast schnarchte auch weiter, als die Magd das kleine, vor Rasse schlotternde Kälblein, wie es damals auf den Bauernhöfen so der Brauch war, in die Stube brachte, daß es in Ofenwärme zu richtigem Leben erwache. So ein neugeborenes Kälblein ist ein sonderbares Wesen, kaum ist's da, so weiß es schon, zu was es vier Beine hat. Bald machte es seine Marschübungen, und durch das vom Herumtatschen entstandene Geräusch erwachte endlich unser Bruder Lustig und erschraf nicht wenig. Noch mehr aber geriet er in Schreden, als er auf einmal etwas Bierfähiges in der Stube herumtatschen hörte. Entsetzen grast sich ihm ins Herz. Das ist der Geist des Gehängten, der kommt, seine Füße zu holen. Jetzt Bruder Lustig, jetzt gilt's! In größter Angst nahm er seinen Rucksack und floh mit Blüheschönelle zur Stube und zum Hof hinaus, ließ aber die neuen Stiefel wohlweislich unter dem Ofen stehen. Am Morgen will die Magd nach dem Kälblein sehen. Es liegt behaglich bei der wärmenden Kamin. Als sie nach dem Viehlein greifen wollte, sah sie mit Entsetzen die zurückgelassenen Stiefel mit den Füßen des Handwerksburschen, rennt aus der Stube hinaus und ruft: „Am Gotteswillen, Bauer, kommt schnell herunter, das Kalb hat den Handwerksburschen angefroren.“ Nur die Stiefel und die Füß drinn sind übrig. Die hat's nit mehr zwungen.“ Dem Bauer (Josef Kupf) kam es natürlich sonderbar vor, doch als er sich von der Sachlage genügend überzeugt hatte, war es ihm klar, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehe und das Kalb kein richtiges Kalb sein könne. Auch die Büre rief: „Jesse's Marcia, muß so ebbis auf unserm Hof passiere!“ Da zeigte sich aber der Sepp als großer Mann. Er war nicht unsonst beim Landsturm gewesen. Holt seine Flinte, zielt gut und bumm — das Teufelsvieh ist h'n. — Soweit ist also alles gut gegangen, aber der Bur vom Galgenhof, der „Kusse-Sepp“, hat einen weiteren Namen bekommen, und zwar „Kälbleischiefer“, der er zettlebens geblieben ist.